

Peter Brandes, *Goethes ‚Faust‘. Poetik der Gabe und Selbstreflexion der Dichtung*. Fink, München 2003. 298 S., € 32,90.

Die Arbeit, eine Hamburger Dissertation, will Goethes *Faust* durch das Phänomen und den Begriff der Gabe poetologisch deuten. Als Grundlage dienen dazu zum einen all die Stellen im *Faust* oder in Goethes Selbstkommentaren zum *Faust*, an denen das Wort oder Motiv der Gabe vorkommen, zum anderen Jacques Derridas aporetische Reflexionen über die Unmöglichkeit der Gabe als solcher. Inspiriert durch Aufsätze von Sigrid Weigel und Werner Hamacher versucht Brandes, Goethe und Derrida zu einer Poetik der Gabe zu verknüpfen: Selbstreflexion der Dichtung darauf, daß sie in ihrem in keiner Eindeutigkeit festzuhaltenden Signifikationsprozeß „rückhaltlose Verausgabung“ (S. 235), Verschwendung sei. Angelpunkt dieses Gedankens ist der Mummenschanz im ersten Akt von *Faust II*, im besonderen der Knabe Lenker: „Bin die Ver-

schwendung, bin die Poesie./Bin der Poet, der sich vollendet/Wenn er sein eigenst Gut verschwendet“ (V. 5573ff.). Um zu diesem Zielpunkt zu gelangen, nimmt Brandes weiten Anlauf. Von der „Zueignung“ und dem „Vorspiel auf dem Theater“ über die „Erdgeist“- und Übersetzungsszene aus dem Johannes-Evangelium, dann den Auftritt Mephistos und schließlich die Wette: Alles wird nach Derridas Aporie so gelesen, daß jede poetische Darstellung zugleich der Entzug verständlicher Inhalte sei. Die Richtung wird durch Wortspiele gewiesen, indem sich „Zueignung“ in „Enteignung“, „Name“ in „Nahme“ und – über das Englische vermittelt – Gabe in Gift verwandelt. Die gesamte Darlegung ist kaum als Argumentation, sondern eher als Assoziationsfülle anzusehen, die sich zu folgendem Resultat zusammenfaßt: „Jede Deutung des Rätsels zeitigt demnach ein weiteres Rätsel. Die Aufgabe der Lektüre der Gabe ‚Faust‘ besteht daher darin, dieses Rätsel als solches anzunehmen“ (S. 281f.).

Wer literarische Werke als Rätsel auffaßt, begibt sich – meine ich – in eine beiderseits fruchtlose Alternative. Denn entweder ist ein Rätsel lösbar, dann wird das Literaturverständnis zu einer Art Nußknacker- oder Schachaufgabenhermeneutik, oder es bleibt ein ewiges Rätsel, dann wird das Literaturverständnis zur Zeremonie des Unverständnisses. Brandes pendelt zwischen beiden Alternativen: einerseits viel punktuelle Enträtselungshermeneutik, die mit großer Belesenheit, aber zugleich auch völliger Hemmungslosigkeit einen bunten Strauß intertextueller Bezüge bereit hat, um die Bedeutung verschiedener *Faust*-Zitate festzustellen, andererseits eine Zeremonie des Bedeutungsentzugs, wodurch die intendierte ‚Poetik der Gabe‘ auf Derridas Konzept der ‚dissémination‘ hinausläuft. Wie assoziativ, wie beliebig und – bei aller forschungsgeschichtlichen Gelehrtheit des Verfassers – wie banal die Gabe-Poetik ist, zeigt sich schon bei ihrer Einführung:

Auch die Gabe der Poesie kann in diesen verschiedenen Bedeutungen aufgefaßt werden: als Begabung, als Erbe, als Geschenk, als gute oder böse Gabe. Es ist daher nicht von einer durchgehend gleichbleibenden Figur der Gabe der Poesie auszugehen, sondern von einer Heterogenität der Gaben. Denn die poetische Gabe bezeichnet nicht nur den Akt des Gebens der Poesie, sondern auch die Poesie der Gaben.

Doch erst in dem Weggeben des poetischen Werkes, in dem Akt des Übereignens an die Rezeption ereignet sich die Poesie. In dieser Hinsicht ist Goethes gesamter *Faust*-Text als Gabe aufzufassen. (S. 13)

Wenn man sieht, wie in dieser Erklärung literaturwissenschaftlich und kulturpolitisch elabourierte Begriffe (Erbe, Rezeption) mit unwissenschaftlichen (Begabung, Geschenk, gute oder böse Gabe) umstandslos durchmischt werden, dann glaubt man sich tatsächlich in einer anderen Gattung als in einer Dissertation. Im Forschungsüberblick werden dann zwar die wissenschaftsgeschichtlichen Hintergründe von Erbe und Rezeption skizziert, in der dann dekonstruktivistisch inspirierten ‚Poetik der Gabe‘ spielt das jedoch keine Rolle mehr. Wo diese ihrerseits auf Rezeptionsfragen kommt, verliert sich alle literarhistorische Rationalität in Formulierungen, die man weniger als Beitrag zur Sache, sondern eher als Dokument einer bestimmten Seminaristenkultur verstehen kann:

Denn als Name und Nahme – im Sinne der kulturellen Aneignung des Werkes – bedeutet er [Faust] mehr, als er als Figur ist. Als bloßer Name ist er tatsächlich ein Gott, allerdings nicht in seinem Textuniversum, sondern in seiner Rezeption als Text: ein Gott der Literaturgeschichtsschreibung. Der Name ist dann aber nicht mehr der Signifikant des inkommensurablen Werkes, das ohnehin als solches nicht benannt werden kann, sondern reiner Signifikant. Mit Lacan ließe sich daher der Name Faust als Phallus der deutschen Literatur beschreiben. Dies ist in einem anderen Sinn eine Entdeutung des Werkes, denn in diesem Machtgestus ist gerade die Figur und die figurale Rede entnannt und damit auch der poetische Grund des dramatischen Textes. (S. 164)

Sicher enthält dieses Buch auch verstreute, punktuelle Bemerkungen zu verschiedenen *Faust*-Stellen, die man mit Gewinn liest. Als Ganzes aber ist es verfehlt.

Universität Jena
 Institut für germanistische Literaturwissenschaft
 Fürstengraben 18
 D-07743 Jena
 stefan.matuschek@uni-jena.de

Stefan Matuschek